

Eine Kindheit im Plattenbau

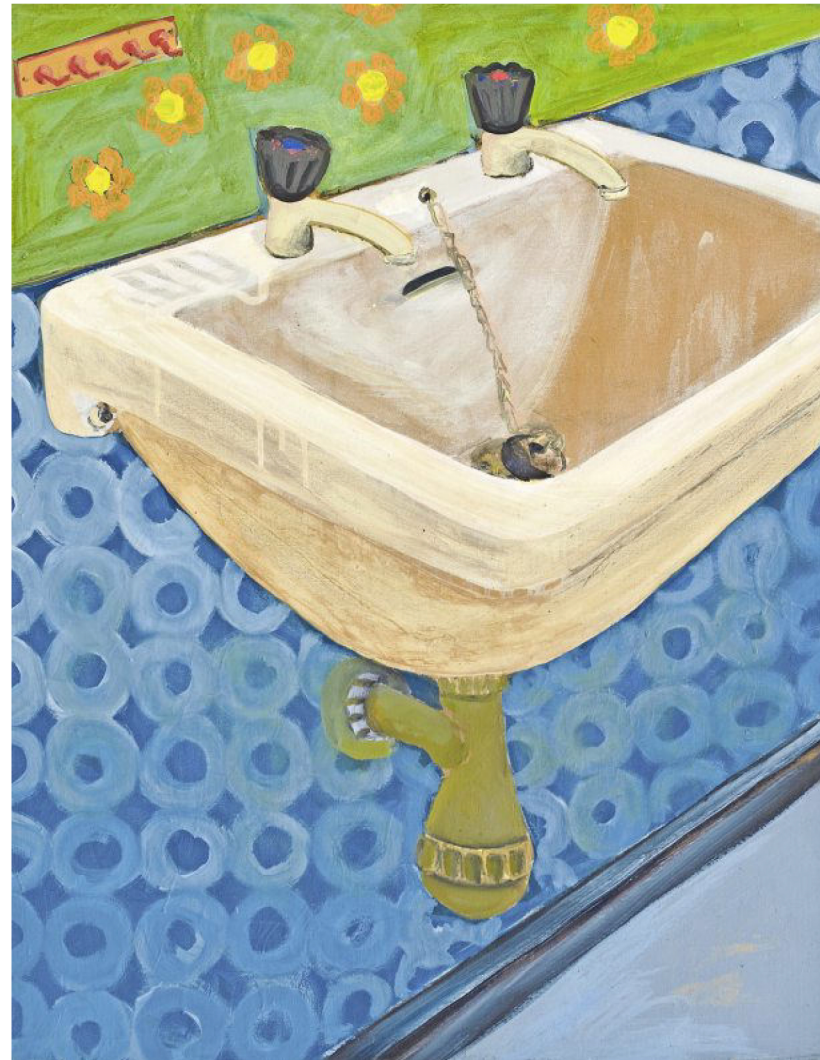
Das Ornament der Masse in der DDR:
Sabine Moritz' Zyklus „Lobeda“ in der
Lyonel-Feininger-Galerie in Quedlinburg

Die Aufgabe kam 1991 auf sie zu, ganz am Anfang des Studiums an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach: Zeichnet doch mal was – irgendetwas! Aber was? Sabine Moritz, heute eher als Malerin bekannt, dachte an ihre Kindheit in Jena zurück. Im Alter von vier Jahren war sie mit ihrer Mutter und den beiden älteren Zwillingbrüdern in der neuen Plattenbausiedlung im Stadtteil Lobeda eingezogen. Eine völlig unbekannte Welt hatte sich ihr in der Retortenstadt eröffnet. Der Vater, ein Chemiker, war kurz zuvor bei einem Laborunfall ums Leben gekommen. Zwei tiefe Einschnitte im Leben des Kleinkinds. Eher cursorisch rief die Studentin biographische Augenblicke vor dem geistigen Auge ab und brachte sie in mittelgroßen Formaten zu Papier; doch tat sich,

wie sie bald feststellte, ein unverhofft ergiebiges Thema damit auf (dem ein Bildhauer wie Martin Honert seit Jahrzehnten sein gesamtes Œuvre widmet). Nach und nach verdichtete Moritz die sporadischen Blätter zu einer geschlossenen Werkserie von knapp zweihundert Zeichnungen, die sie später um einige gemalte Bilder ergänzte: „Lobeda“.

Ihre Erinnerungen an Wohnblocks, Straßen, Plätze, an Räume, Mobiliar, alltägliche Dinge zuhause und in der Schule sind von ebenso persönlichem wie kollektivem Gedächtniswert. Gleichsam von selbst mischen sich dem autobiographischen Rückblick zeithistorische, politische Unterströmungen des real existierenden Sozialismus unter. Einheimische Besucher der Ausstellung „Lobeda oder die Rekonstruktion einer Welt“ in der Lyonel-Feininger-Galerie in Quedlinburg, wo Sabine Moritz 1969 geboren wurde, berichten denn auch von Déjà-vu-Erlebnissen: Die Schau ist hier am richtigen Ort.

Mit einer Ausreisegenehmigung war Sabine Moritz 1985 in die Bundesrepublik gekommen, sie hatte es somit verpasst, bei der Revolution mitzumachen. Wie eine unausgefüllte Lücke in der Biographie. Im Westen wiederum hatte Moritz auch nach dem Mauerfall noch nicht recht Fuß gefasst, als sie ihr Studium aufnahm – all dies Faktoren, die eine ambivalente Erinnerung an die DDR nur noch verstärkten. „Lobeda“ erzählt von der Fremdheit, mit der das Mädchen, aber eben auch die Erwachsene in der Rückschau die „Platte“ und das Gemeinwesen in Waschbeton wahrnahm; die Reihe macht die anfängliche Sorge spürbar, das



*Ein Gegenstand des Alltags,
an dem sich persönliches und
kollektives Gedächtnis
überschneiden: Sabine Moritz'
„Waschbecken mit Haken“
von 1993*

Foto Sabine Moritz

eigene Haus nicht wiederfinden zu können, weil alles – Eingänge, Flure, Fahrstühle – so gleich aussah.

Zu sehen ist in den Zeichnungen eine orthogonale Welt, allerdings besteht ihre Qualität darin, dass die klaren Linien, Formen und Räume des Siedlungsbaus nicht einfach reproduziert werden. Sie sind, in gleichsam trotzigen formalen Setzungen, verrenkt, verschoben, Wohnriegel aus dem Raster gerückt, scheinen seltsam gelenkig, beweglich wie Bauklötze. Ein

Schulgebäude kippt nach hinten, das Planquadrat, auf dem es ruhen sollte, ist gedehnt und gestaucht. Wohnblocks und Gebäudetrakte stehen als urbane Solitäre da, verharren selbst in der Gruppe als stoische Einzelgänger. Straßen und Wegführungen sind rigoros beschnitten, enden im Nichts, passen sich gerade deshalb in die Fläche ein. Details wie Treppengeländer und Handläufe werden zu staksigen, widerspenstigen Gebilden, der Blick von den umliegenden Hügeln erfasst das Ganze im Stil von Überschaulandschaften.

All diese Zeichnungen sind ohne Korrekturen durchgezogen: Was einmal auf dem Blatt steht, bleibt. Das Ornament einer fensterlosen Fassade verliert sichtbar sein Regelmäß und wird doch unbeugsam ausbuchstabiert. Viele Blätter sind geradewegs ins Scheitern hinein angefangen, halten aber an jenem Ordnungssinn fest, dem die Vorstadt unbedingt verpflichtet ist. Jene Verzerrungen erfüllen die Eindrücke mit Leben. Davon künden in riesigen Häuserriegeln auch die rumpelig, aber stets vollständig aufgereihten Fensterzeilen; gleichsam tabellarisch geben sie Auskunft über die Vielzahl an Wohnungen, sagen indessen nichts darüber, wer hier wohl wohnte.

Die Zeichnerin hatte das Draußensein als natürlichen Zustand des Kindes erlebt, im ständigen Herumstreifen an immer wieder denselben Wegen, Ecken, Plätzen, in einer dauernden Wiederholung – an Orten zum Anfassen, an denen und mit denen sich irgendetwas anfangen, anstellen ließ, die eine Intensität an Erfahrung bereithielten, der nicht immer gleich Bedeutung zugeschrieben wurde. Langeweile durfte sich ausbreiten, hatte manchmal sogar ihren eigenen Wert. Sabine Moritz war elf, als sie mit Mutter und Brüdern wegzog. „Lobeda“ zeigt, wie eine Künstlerin ihre frühe Kindheit in die Gegenwart zurückholt und dafür über eine kongeniale Handschrift verfügt. Darin überschneiden sich die Lebensalter. GEORG IMDAHL

Sabine Moritz: Lobeda oder die Rekonstruktion einer Welt.

Lyonel-Feininger-Galerie, Quedlinburg;
bis 8. Januar 2023. Der Katalog kostet 22 Euro.

M O R I A M

r Muß

† 9. 11. 2002

Freundschaft
Drathschmidt